

Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung

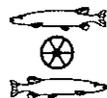
feministische studien

Sonderdruck



Sorgeverhältnisse

ET LUCIUS
LUCIUS



31. Jahrgang · November 2013 · Nr. 2

Adelheid Biesecker, Sabine Hofmeister

Zur Produktivität des »Reproduktiven«. Fürsorgliche Praxis als Element einer Ökonomie der Vorsorge

Einführung

Ethik der Fürsorglichkeit, Ethik des Sorgens, Fürsorgerationalität, Ethos fürsorglicher Praxis, Ökonomie nach menschlichem Maß, Sorgeökonomie, sorgende Rationalität, – all diese Begriffe sind im Rahmen der umfangreichen feministischen Debatte um Care, um das Sorgen von Menschen für andere, entstanden. Tronto spricht sogar von »Demokratie als fürsorgliche Praxis« (Tronto 2000), während Haug vor dem »Care-Syndrom« warnt (Haug 2011). Das so vielfältig diskutierte Sorgen spielt sich zum überwiegenden Teil jenseits des Marktes ab und wird von den ökonomischen Mainstream-Theorien nicht als Arbeit anerkannt. Gesellschaftlich ist es größtenteils Frauen zugewiesen. In der Debatte geht es, neben spezielleren Fragen wie der nach einer »guten« Pflege oder der nach einem menschenwürdigen Leben im Alter, vor allem um das Sichtbarmachen dieser Tätigkeit, um ihre Anerkennung als Arbeit und um das Kenntlichmachen von deren ganz eigener Qualität – eine Qualität, die sich auch in einer eigenen Rationalität und Zeitlichkeit ausdrückt, welche sich nicht auf die geltende Effizienz-Logik reduzieren lassen. In dieser Perspektive erweist sich Care als kritischer Begriff gegenüber der vorherrschenden kapitalistischen Ökonomie. Des Weiteren werden aus der Qualität der Care-Arbeit Merkmale abgeleitet, die auch für marktliche Care-Arbeit gelten müssten, wenn, wie Eva Senghaas-Knobloch (2008, 93) schreibt, gute Pflege »sozial nachhaltig« gewährleistet werden soll.

Was sich in der Kritik an der herrschenden ökonomischen Rationalität als neues Ökonomie-Konzept andeutet, wird »Sorgeökonomie« (Knobloch 2013) oder »Care-Ökonomie« (Madörin 2010) genannt und kann in Anlehnung an Tronto (2000) mit »Ökonomie als fürsorgliche Praxis« bezeichnet werden. Aber trägt ein solches Konzept schon als Basis für eine nachhaltige, zukunftsfähige Wirtschaftsweise? Zukunftsfähigkeit bedeutet ja, heute so zu wirtschaften, dass die Grundlagen zukünftigen Wirtschaftens erhalten bleiben – und das ist alle lebendige Produktivität, sowohl die der Menschen als auch die der außermenschlichen Natur. In der modernen kapitalistischen Ökonomie gilt hiervon nur die Produktivität von Erwerbsarbeit – die Produktivität der unbezahlten, sozial weiblichen Arbeit und die Naturproduktivität werden demgegenüber als nicht-ökonomisch, als »reproduktiv«, abgespalten. Die Care-Debatte holt die eine Seite dieses »Reproduktiven« ans Licht, die andere aber bleibt nach wie vor

im Dunkel. Dies bedeutet jedoch auch, dass die Trennungsstruktur als solche – die Abspaltung des ökonomisch nicht bewerteten »Reproduktiven« – nicht in den Horizont der Kritik gerät. In eben jener Trennungsstruktur, die sowohl die ökonomische Theorie und ihre Kategorien als auch die Praxis des Wirtschaftens maßgeblich prägt, sehen wir die Ursache nichtnachhaltiger Wirtschafts- und Lebensweisen (Biesecker / Hofmeister 2006). In dieser kritischen Perspektive erscheinen die sozialen und ökologischen Krisenphänomene als gleichursprünglich – als Ausdrucksweisen einer einzigen Krise des »Reproduktiven«. In der analytischen Aufhebung dieses Trennungsverhältnisses wird das im Leitbild *Nachhaltige Entwicklung* eingeschriebene Integrationsgebot – also die Forderung, Ökologie, Ökonomie und Soziales zusammen zu denken und zu gestalten – erst umfassend verständlich: Dies Integrationsgebot fordert dazu heraus, die »Produktivität des »Reproduktiven« (Hofmeister 1999) insgesamt ans Licht zu holen. Ausgangspunkt nachhaltigen Wirtschaftens wäre somit die Produktivität dessen, was im sozial lebensweltlichen und im ökologischen Raum ökonomisch als »reproduktiv« abgespalten wird. Doch was sagen uns vor diesem Hintergrund die Begriffe Care oder »fürsorgliche Praxis«?

Unsere *These* hierzu lautet: Ausgehend von der Produktivität des »Reproduktiven« erweist sich das Prinzip der Sorge – der Fürsorge und des Versorgens – als Fundament für eine zukunftsfähige Ökonomie, die Leben als solches ermöglicht und so gut wie möglich zu gestalten versucht, als unzureichend. Als Handlung leitend bei der Gestaltung und theoretischen Ausformulierung der neuen, in der Verbindung von Produktivem mit »Reproduktivem« verwurzelten Ökonomie erweist sich vielmehr das Prinzip der *Vorsorge* – ein nicht allein um die Dimension der Zeitlichkeit (»temporalities«) erweitertes Verständnis von Ökonomie, sondern ein um die Dimension des Zeitkontinuums erweiterter Begriff der »Sorge« – ein das Gewordensein lebendiger Kräfte aufnehmendes, in die Zukunft reichendes Verständnis von vorsorgender ökonomischer Praxis.

Um diese These verständlich zu machen, bestimmen wir zunächst das Verhältnis von »Produktivem« und »Reproduktivem« in der heute dominanten Wirtschaftsweise mithilfe der Kategorie (Re)Produktivität (1). Als eine kritisch analytische Kategorie verweist sie auf die kategoriale und praktisch wirkmächtige Trennungsstruktur, die dieses ökonomische System durchzieht und prägt. Und als gestaltungsrelevante Kategorie verweist sie auf die Aufgabe des Erhaltens und vor allem des Erneuerns der (re)produktiven Grundlagen im je gegenwärtigen Wirtschaftsprozess, auf das Prinzip der *Vorsorge* also. Mit dessen Hilfe können Anforderungen an ein nachhaltiges Wirtschaftssystem abgeleitet werden (2). Diese werden schließlich mit den Potentialen einer »Ökonomie fürsorglicher Praxis« verglichen, es wird das Verhältnis von Sorge, Fürsorge und *Vorsorge* diskutiert (3). Dabei interessiert uns vor allem die Frage: Bleiben diese drei Prinzipien nebeneinander bestehen – oder sind Sorge und Fürsorge in der *Vorsorge* aufgehoben, und, wenn ja, in welcher Weise?

1. Die Produktivität des »Reproduktiven« – Analyse mithilfe der Kategorie (Re)Produktivität

Produktivität ist ein von der kapitalistischen Marktökonomie positiv besetzter Begriff. »Produktiv sein« wird hier nicht nur verbunden mit Schaffenskraft und Kreativität, sondern vor allem mit Effizienz und Erfolg – ja, Produktivität wird gar zu einer nur quantitativen Größe, mit der die Produktmenge in Relation zur in die Herstellung eingegangenen Erwerbsarbeitszeit gemessen wird. »Produktivität« drückt sich also im (monetären) Wert des Produktes aus, zielt somit auf die Resultate des Tätigseins, umfasst jedoch nicht dessen Quellen. Die Entstehungsbedingungen, die Herstellungs- und Wiederherstellungsprozesse von (Arbeits-)Produktivität, bleiben im Dunkeln. Dass erst (Re)Produktion die Produktivkraft Arbeit dauerhaft hervorbringt und ermöglicht, wird unhinterfragt vorausgesetzt – ebenso wie die als unerschöpflich geltende (Re)Produktivität der Natur. Wie Wiederherstellung geschieht, bekümmert dieses ökonomische System nicht – es spielt sich außerhalb seiner Sphäre ab, jenseits des Marktes. Was in der sozial lebensweltlichen Sphäre, wenn überhaupt, dann (dank der feministischen Debatte) als »Reproduktionsarbeit« bezeichnet wird, wird im Blick auf die Naturproduktivität – im Blick auf die vielfältigen ökologischen Prozesse, die notwendig sind, um stoffliche und energetische »Ressourcen« hervorzubringen und wieder hervorzubringen – erst jetzt entdeckt: Unter der Bezeichnung »Ökosystemdienstleistung« werden die naturalen Produktivitäten allerdings allzu rasch der marktökonomischen Logik einverleibt.

Diese Ausblendung und Abtrennung lebendiger Produktivität sowohl aus dem (markt-)ökonomischen Kategoriensystem als auch aus der ökonomischen (Bewertungs)Praxis ist kein Zufall, kein Versehen, sondern sie ist dem vorherrschenden ökonomischen System inhärent. Dieses Trennungsverhältnis – die Trennung von »Produktion« und sog. Reproduktion – ist Charakteristikum der modernen kapitalistischen Ökonomie. Als *produktiv* gelten nur Arbeits- und Produktionsprozesse für und von Waren (Güter und Dienstleistungen), die mit dem Ziel der Profiterzielung am Markt verkauft werden. Was als *ökonomisch* gilt, d. h. bewertet, gezählt und anerkannt wird, ist ausschließlich über Märkte koordiniert, ist ausschließlich Marktökonomie. Tätigkeiten jenseits des Marktes dagegen gelten als nicht-ökonomisch, als un-, bestenfalls als »reproduktiv«. Aber: auch die sog. Reproduktion ist Produktion. Denn Reproduktion bedeutet *Wiederherstellung* – Erneuerung, Wiederholung der Produktion, wie Rosa Luxemburg (1981/1913, 9f.) es mit Hinweis auf die Bedeutung der (intendierten) Reproduktion als »Vorbedingung der Kulturexistenz der menschlichen Gesellschaft« (a. a. O., 10) formuliert hat. Prozesse der Wiederherstellung unterscheiden sich substantiell nicht von den Produktionsprozessen – Wiederherstellen ist Teil des Herstellens. Z. B. gilt das Herstellen einer Mahlzeit als »produktiv«, wenn es im Restaurant mit dem Zweck des Verkaufs am Markt geschieht, wäh-

rend es als »reproduktiv« gilt, wenn dies im Haushalt geschieht. Auch das Herstellen von Holz wird als »produktiv« bezeichnet, weil der Herstellungsprozess allein der forstwirtschaftlichen Erwerbsarbeit zugeschrieben wird. Die Beteiligung der Natur, also die lebendigen Prozesse des Wachstums und Abbaus von organischem Material, werden ökonomisch schlicht geleugnet – Naturprozesse gelten nicht als produktiv, nicht einmal als »reproduktiv«.

Die Unterscheidung in »produktiv« und »reproduktiv« ist somit nicht in den Eigenarten der materiell physischen Prozesse oder der Produkte begründet, sondern eben in jener eigenartigen Trennungsstruktur des Markt-Ökonomischen, die auseinander reißt, was im Prozess des Herstellens und Wiederherstellens von Gütern und Leistungen aufs Engste zusammenwirkt: marktliche und außermarktliche lebendige Produktivität. Dieses Außer-Marktliche umfasst alle unbezahlten Arbeiten einschließlich der sorgenden Tätigkeiten sowie die ökologischen Leistungen der Natur. Ohne diese lebendigen Tätigkeiten gibt es kein Wirtschaften. Sie werden für jeden Produktionsprozess für den Markt gebraucht. Alltäglich bedient sich die herrschende Ökonomie dieser sog. reproduktiven Kräfte und eignet sie sich grenzenlos an. Aber sie bewertet sie nicht! Diese sog. reproduktiven Leistungen der lebendigen menschlichen und nicht-menschlichen Natur werden somit gleichzeitig ausgegrenzt und angeeignet – ja, sie werden in der marktökonomischen Rationalität nicht einmal als produktive Leistungen wahrgenommen. Das ökonomische System bedient sich aus einem »Sack voll Ressourcen« (Ham-picke 1977, 621 f.) und setzt damit auch nicht bezahlte (Frauen)Arbeit als eine unerschöpfliche Quelle voraus – setzt sie als »Natur«. Das macht deutlich: Die Trennung ist in dieser paradoxen Funktionsweise des (markt-)ökonomischen Systems, und somit in dessen Kern, angelegt – und zwar dort und nur dort; die Qualität der Produktivitäten jedenfalls gibt keinen Anlass zu Trennung und Abwertung.

Diese Trennungsstruktur beinhaltet eine Hierarchie: Was am Markt geschieht, ist öffentlich, produktiv und daher wertvoll. Es steht über dem Außer-Marktlichen, dem Privaten, Unsichtbaren, »Reproduktiven« – über dem als wertlos Abgetrennten. Und diese Trennung ist nicht nur hierarchisch, sondern geschlechtshierarchisch, denn der größte Teil der außermarktlichen Arbeit – mit allen sorgenden Tätigkeiten – ist bis heute Frauensache: In der modernen Gesellschaft und ihrer Ökonomie werden die unbezahlten Leistungen zu »weiblicher Arbeit« gemacht.

Die Folgen sind zerstörerisch – zerstörerisch für die Produktivitäten der lebendigen Natur jenseits des Marktes. Sie unterliegen nicht nur der maß- und sorglosen Ausnutzung, sondern der überwiegende Teil der Kosten des Wirtschaftens wird auch auf sie abgewälzt. Die Folgen zeigen sich daher in den vielen sozialen und ökologischen Krisenphänomenen unserer Zeit: Klimawandel und Artenverluste, Kinder- und Altersarmut wie Pflegenotstand. Im Kern sind sie Ausdruck ein und derselben sozial-ökologischen Krise: der Krise des »Reproduktiven«. Wirtschaften ohne Anerkennung der Produktivität des »Reproduktiven« ver-

nichtet systematisch sowohl die materialen als auch die sozial lebensweltlichen Grundlagen künftigen Lebens und Wirtschaftens. In diesem Wirtschaftsmodus werden systembedingt nicht nachhaltige, d. h. nicht zukunftsfähige Prozesse und Produkte hervorgebracht. Die Produktivität kapitalistischer Ökonomie gründet auf Zerstörung des sog. Reproduktiven – diese Koppelung von Produktivität und Zerstörung ist »pervers«, wie Christa Wolf (2003, 292) es sagt – und zwar insofern, als sie tendenziell die Produktivität alles Lebendigen untergräbt.

Der feministische Diskurs hat diese Produktions-Reproduktionsdifferenz frühzeitig diskutiert und kritisiert (vgl. z. B. Bock/Duden 1977). In der Care-Debatte findet dieser Diskurs einerseits seine Fortsetzung, andererseits wird ein entscheidender Aspekt eingebracht: Care wird sowohl als Teil der Marktökonomie, als bezahlte Arbeit, begriffen als auch als unbezahlte Arbeit außerhalb der Marktökonomie. Die vielfältige Care-Debatte setzt nicht an der Kritik des Trennungsverhältnisses von Produktion und »Reproduktion« an – sie hat ihren Ursprung in der Betonung der *anderen* Perspektive, die mit Fürsorge verbunden ist (vgl. Gilligan 1982), und diskutiert vor allem die besonderen Qualitäten von Sorgearbeit. Aus dieser Perspektive werden in der Care-Debatte die vorherrschende ökonomische Logik und die Ausgrenzung und Abwertung von Care-Ökonomie und Care-Arbeit kritisiert. Zum Sichtbarmachen der (unbezahlten) Care-Arbeit als der lebensweltliche Bereich, in den die Marktökonomie eingebettet ist, und zur Verdeutlichung dessen, dass die herkömmliche ökonomische Theorie im Blick auf das Reproduktive blind ist und daher das Ganze der Ökonomie nicht erfassen kann (vgl. u. a. Knobloch 2013, 28ff.), hat der Care-Diskurs viel beigetragen – ebenso zur qualitativen Bestimmung von Care-Arbeit als Arbeit in Beziehungen (»to care is to relate«, Jochimsen 2013) und als »fürsorgliche Praxis« (vgl. Kumbruck et al. 2010). Er hat dabei jedoch den sozial-ökologischen Doppelcharakter, der noch im Begriff der »Reproduktion« enthalten war, und damit den Bezug zu den »reproduktiven« Leistungen der Natur aus dem Blick verloren. Care / fürsorgliche Praxis wird vor allem als Beziehung zwischen Menschen gefasst. Zwar beziehen Berenice Fisher und Joan Tronto den Care-Begriff schon frühzeitig auch auf die natürliche Umwelt, wenn sie schreiben: »On the most general level, we suggest that caring be viewed as a *species activity that includes everything that we do to maintain, continue and repair our world so that we can live in it as well as possible. That world includes our bodies, our selves, and our environment, all of which we seek to interweave in a complex, life-sustaining web*« (Fisher/Tronto 1991, 40; Hervorhebungen im Original). Aber darüber ist die Debatte hinweggegangen – ihre Schwerpunkte liegen im Sozialen. Die wirkungsmächtige Trennungsstruktur moderner (Markt-)Ökonomie kann so nicht in den Blick kommen. Der Kern der sozial-ökologischen Krise kann so nicht aufgedeckt und bekämpft werden.

Wir haben an anderer Stelle gezeigt (vgl. Biesecker/Hofmeister 2009), dass die ökologisch-ökonomische Debatte um Nachhaltigkeit ihrerseits an Einseitigkeit

leidet: Dort geht es ausschließlich um Natur – und zwar überwiegend verstanden als Naturkapital, nicht als Naturproduktivität. Auch von hier aus kommt die Trennungsstruktur nicht in den Blick. Auch von hier aus kann die sozial-ökologische Krise als Krise des »Reproduktiven« nicht erkannt und bekämpft werden.

Im Blick auf eine *Theorie der Nachhaltigkeit* und des von ihr zu berücksichtigenden Integrationsgebots haben wir daher die Kategorie (Re)Produktivität vorgeschlagen (Biesecker/Hofmeister 2006, 2010, 2013). Sie bezeichnet die »prozessuale, nicht durch Abwertungen getrennte Einheit aller produktiven Prozesse in Natur und Gesellschaft, bei gleichzeitiger Unterschiedenheit« (2006, 19). Sie kennt keine Trennung zwischen produktiv und reproduktiv oder zwischen marktlicher und außer-marktlicher, zwischen »männlicher« und »weiblicher« Arbeit. (Re)Produktivität nimmt das Ineinanderwirken der produktiven Prozesse im sozialen und ökologischen Raum von vornherein in den Blick und stellt mit-hin eine Vermittlungskategorie dar: Sie vermittelt zwischen »reproduktiv« und produktiv, zwischen Natur und Gesellschaft, zwischen einer »weiblichen« und einer »männlichen« Sphäre des Wirtschaftens. Mithilfe dieses umfassenden Verständnisses der sozial-ökologischen Vermittlungsprozesse werden gesellschaftliche Natur- und Geschlechterverhältnisse nachhaltig gestaltet werden können. Ziel nachhaltigen Wirtschaftens ist es, die ökologischen und die sozialen Produktivitäten zu erhalten und sie zu erneuern. So entsteht eine (re)produktive Ökonomie – eine Ökonomie, die die Herstellung von Gütern und Leistungen für die Menschen mit der Wiederherstellung – mit Erhaltung und Erneuerung – der lebendigen Grundlagen des Wirtschaftens zu verbinden vermag.

Was heißt das genauer? Wie lässt sich (re)produktives Wirtschaften vorstellen, und von welchen Handlungsprinzipien wird es geleitet? Wird hier sorgendes Wirtschaften oder Wirtschaften als fürsorgliche Praxis verwirklicht? Oder geht es doch um etwas anderes? Sehen wir näher hin.

2. (Re)produktives Wirtschaften und das Leitprinzip Vorsorge

(Re)Produktivität als Leitkonzept bezieht sich auf den ganzen gesellschaftlichen Prozess der Produktion und Konsumtion, in dem Lebensprozesse der Menschen und der Natur miteinander verwoben sind. In (re)produktiver Perspektive erweist sich dieser Prozess als eine Abfolge von vier Phasen: der natürlichen Produktion, in der die produktive Natur Naturstoffe und Energie hervorbringt (Phase 1); der menschlichen Produktion, in der Naturstoffe und -leistungen konsumiert werden, indem sie mithilfe von Arbeit in Mittel für die menschliche Bedürfnisbefriedigung (Güter und Dienstleistungen) umgewandelt werden (Phase 2); der menschlichen sog. Konsumtion, in der diese Mittel nicht nur konsumiert werden, sondern in der, ebenfalls mithilfe von Arbeit, menschliches Leben neu hervorgebracht, ermöglicht und erneuert wird (Phase 3) sowie der natürlichen Reduktion, in der es

um den Abbau der Reststoffe geht (Phase 4). Diese Abbauprozesse sind gleichzeitig Aufbauprozesse, sind (Wieder)Herstellung von Naturproduktivität, auf deren Grundlage der Prozess von neuem und qualitativ erneuert beginnen kann.

In der herkömmlichen ökonomietheoretischen Perspektive wird von einer »Durchflussökonomie« ausgegangen – d.h. als ökonomisch relevant geraten nur Phase 2 und 3 (als »Produktion« und »Konsumtion«) in den Blick. Mit dieser Verkürzung sind zwei wesentliche Konsequenzen verbunden: Zum einen wird verborgen, dass in Phase 2 – menschliche Produktion – zuerst konsumiert wird: Erwerbsarbeitskraft als »Produkt« sozial weiblicher (Re)Produktionsarbeit und Naturstoffe und -leistungen als aus Natur(re)produktivität hervorgegangen. Zum zweiten wird damit verborgen, dass, was Konsumtion genannt wird, zum überwiegenden Teil Produktion ist – die Verausgabung weiblicher Arbeit, die in dieser ökonomischen Perspektive nicht gesehen wird, weil sie unbezahlt bleibt. Dieses Bild von Ökonomie lässt keinen Raum dafür, diese unbezahlten personenbezogenen (Dienst-)Leistungen, wie Pflege und Fürsorge von Menschen für Menschen, als produktiv zu erfassen, da sie sich ja in der »Konsumtionssphäre« abspielen. Erfasst werden nur die bezahlten Humandienstleistungen auf dem Markt. Die Trennung in Produktion und Konsumtion – in der sich die Produktions-Reproduktionsdifferenz widerspiegelt – verstellt prinzipiell den Blick auf alle Tätigkeiten, die produktive und konsumtive Prozesse in sich vereinigen – also (re)produktiv sind.¹ Ebenso wird der Blick auf die lebendigen Tätigkeiten nicht menschlicher Natur verstellt, die gleichfalls produktive und reduktive, Auf- und Abbau-Prozesse umfassen. Auch hier fallen Herstellen und Wiederherstellen in eins. Indem also das Verständnis von »Ökonomie« im (Re)Produktionsmodell um Natur(re)produktivität (Phase 1 und 4) erweitert wird, wird deutlich, dass das Zusammenwirken von Produktion und »Reproduktion« sowie das Zusammenwirken von Natur- und Arbeitsproduktivität Kern dessen ist, was wir nachhaltiges Wirtschaften nennen. Unauflösbar sind produktive und konsumtive/reduktive Prozesse miteinander verwoben – jede der vier Phasen ist (re)produktiv. Mit der Erweiterung des ökonomischen Modells um die aktive, sich hervorbringende und wieder hervorbringende Natur (Phase 1 und 4) und seiner Weiterentwicklung (von einer *Durchflussökonomie* zum *(re)produktiven Wirtschaften*) wird das bislang Unsichtbare – die unbezahlten menschlichen und nicht menschlichen Tätigkeiten – nicht nur sichtbar gemacht, sondern integriert.

(Re)Produktivität vermittelt Arbeits- mit Naturproduktivität, Menschen und Gesellschaft mit Natur durch alle vier Phasen hindurch. Alles Wirtschaften läuft auf die Verbindung von Arbeits- mit Naturproduktivität hinaus. Natur und menschliche Lebenswelten werden unauflöslich miteinander verwoben – der Versuch,

¹ Dort, wo diese unbezahlte Arbeit als Hausarbeit in die herkömmliche (neoklassische) ökonomische Analyse einbezogen wird, wie in den *New Home Economics*, gelingt das nur, indem der Haushalt wie ein Unternehmen analysiert wird, mit derselben Rationalität des Gewinnmaximierens. Kinder sind dann in dieser Logik hergestellte »Haushaltsendprodukte«.

Natur oder Teile der menschlichen Arbeit durch die vorherrschende ökonomische Bewertung – und nur dadurch – abzutrennen, wird als ein Phantasma erkannt.

Indem (Re)Produktivität die aus früheren Produktionsprozessen hervorgegangene Produktivität aufnimmt, um sie in eine neue zu transformieren, vermittelt das Modell auch zwischen den Zeiten: Gegenwärtiges wird, auf Basis der Resultate vergangener (Re)Produktionsprozesse, mit Vergangenen/Gewordenem und Zukünftigem verbunden. (Re)Produktion vollzieht sich im Kontinuum von Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft. Das grundlegende Handlungsprinzip für eine nachhaltige Entwicklung – wirtschaftete heute so, befriedige deine Bedürfnisse so, dass die Möglichkeiten zukünftiger Generationen, ihre eigenen Bedürfnisse zu erfüllen, nicht gefährdet werden – konkretisiert sich in der generellen Maxime für (Re)Produktivität: Beachte bei der Herstellung und in der Nutzung – im Ver- und im Gebrauch – von Gütern und Dienstleistungen die Prozesse des Erhaltens und Erneuerns derjenigen Leistungen, die gebraucht werden, um auch in der Zukunft Güter und Dienstleistungen herstellen und nutzen zu können. Gegenwärtiges Gestalten bedeutet Erhalten und Erneuern des Gewordenen für die Zukunft – (Re)Produktion gestaltet das Zeitkontinuum. In dieser Perspektive lässt sich die Rationalität in einer (re)produktiven Ökonomie benennen – als *Vorsorgerationalität*.

Für (re)produktives Wirtschaften ist somit das Prinzip der Vorsorge konstitutiv (vgl. Biesecker/Hofmeister 2013, 150 ff.). Im *Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaften*, in dessen Rahmen wir das (Re)Produktivitätskonzept entwickelt haben, wird Vorsorge folgendermaßen bestimmt: »Über das Handlungsprinzip Vorsorge verortet sich der vorsorgend handelnde Mensch vorausschauend im Bewusstsein seiner eigenen räumlichen, zeitlichen, natürlichen und sozialen Beziehungen und Grenzen. Er verortet sich im Leben und in der Gesellschaft, indem er Zeit, Raum, die Mitmenschen und die natürliche Mitwelt, die ebenfalls in Zeiten und Räumen leben, in sein Blickfeld nimmt und in seine Handlungen einbezieht.« (Theoriegruppe Vorsorgendes Wirtschaften 2000, 50) Das derart ausformulierte Handlungsprinzip Vorsorge beinhaltet drei zentrale Aspekte: Vorsorge im Sinne der bewussten Vorausschau (die Vorsicht und den Blick auf die langfristigen Handlungsfolgen beinhaltet), die Verbindung von sozialen mit natürlichen Prozessen und die Eingebundenheit des wirtschaftlichen Handelns in Raum- und Zeitskalen von Gesellschaft und Natur. Heide Inhetveen (1994, 22 ff.) veranschaulicht dies für das Handlungsfeld Hortikultur: In der gärtnerischen Praxis bilden sowohl die raumgebundenen Bedingungen – z. B. die Boden-, Licht-, Klimaverhältnisse – als auch die zeitlichen – z. B. die Jahreszeiten – die Grundlage, auf der ökonomische Entscheidungen im Blick auf ein künftiges (oft auch erst langfristig realisiertes) Produkt getroffen werden können.

Der (Re)Produktionsprozess ist also als ein Prozess in der Zeit und in den (voneinander verschiedenen) sozialen und ökologischen Zeiten konzipiert. Durch die vier Phasen hindurch werden die jeweils folgenden (Re)Produktions-

prozesse vorbereitet. Die dafür benötigten materiell physischen und gesellschaftlichen Bedingungen werden durch den gesamten (Re)Produktionsprozess hindurch wiederhergestellt und erneuert. Die in den Phasen 1 bis 4 angelegten Verschränkungen zwischen produktiven, konsumtiven und reduktiven Akten zeigen, dass darüber, was quantitativ und qualitativ unter welchen räumlichen und zeitlichen Bedingungen als ökonomisch angemessen gilt, prospektiv, d. h. in der Vorausschau auf künftige Wirtschaftsprozesse, zu entscheiden ist. (Re)Produzieren bedeutet Wirtschaften in räumlichen und zeitlichen Kontexten, die den gesellschaftlichen Entscheidungen über Quantität und Qualität der produzierten Güter und Leistungen zugrunde gelegt werden. Dabei kommt es mit dem Ziel der Nachhaltigkeit vor allem darauf an, die Raum- und Zeitskalen der (Re)Produktion und der (Re)Produkte an die Eigen- und Systemzeiten der Beteiligten und Betroffenen zurück zu binden. Wie umstritten das ist, zeigt das aktuelle Beispiel der EU-Fischereipolitik: Hier streiten kurzfristige ökonomische Interessen für hohe Fangquoten, missachten damit die notwendigen Eigenzeiten der Fische für ihre Regeneration und nehmen billigend deren Ausrottung in Kauf. Zukünftigen Generationen wird der Fischfang so verwehrt. Dagegen ist die Perspektive auf künftige Handlungen und auf die dafür erforderlichen ökologischen und materialen sowie sozial lebensweltlichen und kulturellen Ressourcen in das (Re)Produktivitäts-Modell eingelassen.

Und wieder tauchen hier Fragen auf: Was heißt das genauer? Wie lässt sich Zukunft berücksichtigen – Zukunft, die unbekannt, ungewiss, unsicher ist und bleiben wird? Wie, auf welche Art und Weise, mithilfe welcher Denkfigur bezüglich der Zukunft wird es möglich, in einem demokratischen Gestaltungsprozess, in dem (re)produktives Wirtschaften auf allen Ebenen und in allen Phasen gestaltet wird, zu Entscheidungen zu finden?

Antworten auf diese Fragen finden sich in dem Werk der Zeitforscherin Barbara Adam. Sie spricht von »Timescapes«, von Zeit(land)schaften² (Adam 1998), um auf die Vielfalt von Zeiten – Zeitskalen und -muster, Takte und Rhythmen – sowie auf deren Verwobenheit aufmerksam zu machen. Aus dieser Perspektive bedeutet nachhaltige Entwicklung die Verortung unserer gegenwärtigen Handlungen in einem Zeitkontinuum, in dem ausgehend von dem in der Vergangenheit Gewordenen die Auswirkungen dieser Handlungen in der Zukunft berücksichtigt werden: »From this perspective, sustainability means locating actions in the past-present-future continuum, to be sensitive to the speed of change and recognize the importance of the timing of actions. It means relating the time scale and time frame of resource development to the time scales of effects that arise from resource use, depletion and regeneration.« (Adam 2013a, 311)

Barbara Adam unterscheidet zwei Perspektiven auf die Zukunft, die sie mithilfe von zwei verschiedenen Fragen verdeutlicht (vgl. Adam 2013b, 120ff.): Über die

² In der deutschen Übersetzung gerät die räumliche Dimension hinein (»Landschaften«), sie ist jedoch in den englischen Vokabeln »timescape«, »seascape« nicht mitgemeint.

Frage »Was kann die Zukunft für uns tun?« suchen wir nach Möglichkeiten, uns von der Zukunft für unser heutiges Wohlergehen etwas zu »borgen«. Dieserart betrachten wir die Zukunft als Ressource für uns heute, als »present future«, als *gegenwärtige Zukunft*. Diese Perspektive beinhaltet die Abwertung der Zukunft zugunsten der Gegenwart (z. B. durch Diskontierung) und ermöglicht es, heute Ölvorkommen bis auf den letzten Tropfen auszubeuten oder heute Techniken zu nutzen, deren stoffliche Resultate (z. B. Atommüll) oder auch mögliche prozessuale Folgen (z. B. durch Gentechnik) zukünftige Generationen belasten werden. Eine solche Perspektive würde auch zulassen, dass heute notwendig werdende soziale Veränderungen unterbleiben – z. B. die Umstellung des gesellschaftlichen Arbeitskonzepts auf eine »fürsorgliche Praxis«, die ein gutes Leben auch in einer zukünftigen Gesellschaft mit hohem Anteil alter Menschen ermöglicht.

Wird jedoch gefragt, »Was tun wir für die Zukunft?«, so versetzen wir uns in die Zukunft als Gegenwart künftiger Generationen – als »future present«, als *zukünftige Gegenwart*³. Dann sind wir selbst von den Folgen unseres heutigen Handelns betroffen, dann erleben wir selbst die Strahlengefährdung durch Atommüll oder die von einem Mangel an Fürsorge im Alter ausgehende Bedrohung. Dann unterlassen wir heute die maßlose Ausbeutung der Naturressourcen und vermeiden solche Gefährdungspotentiale wie die Atomtechnik oder Techniken mit ungewissen Folgen wie die Gentechnik. Dann setzen wir, wie es der feministische Sorge-Diskurs tut, alles daran, die gesellschaftliche Sorge-Arbeit gemäß Prinzipien einer guten fürsorglichen Praxis in der Gegenwart für die Zukunft zu gestalten. »This future present is the primary domain of *Vorsorge*«. (Adam 2013b, 123) Ja. Indem durch alle Phasen des gesellschaftlichen (Re)Produktionsprozesses hindurch alle langfristigen Folgen bedacht werden und indem bei der Gestaltung der vielfältigen Prozesse akzeptiert wird, dass Unsicherheit, Ungewissheit und Nichtwissen generell die Bedingungen der Zukunftsgestaltung sind, ist (re)produktives Wirtschaften vorsorgend.

Elemente davon finden sich heute eher jenseits des Marktes: in der Hortikultur wie in der ökologischen Land- und Forstwirtschaft, in der neuen urbanen Gartenbewegung, in Projekten solidarischer Ökonomie oder in der Bewegung für energieautonome Regionen. Zur kapitalistischen Logik des Immer-mehr und Immer-schneller passt das nicht. Vorsorgendes Wirtschaften ist daher umkämpft.

3. *Sorge, Fürsorge, Vorsorge – Versuch einer Verhältnisbestimmung*

Was folgt nun aus unseren Überlegungen bezüglich der Debatten um Sorge, Fürsorge und fürsorgliche Praxis? Für Barbara Adam bedeutet Vorsorge, das Sorgen

³ Die Unterscheidung in »present future« und »future present« übernimmt Barbara Adam aufbauend auf Nowotnys Überlegungen zu einer in der sich erstreckenden Gegenwart verschwindenden Zukunft (Nowotny 1993 / 1989) von Niklas Luhmann (vgl. Luhmann 1982, 281).

in die Zukunft hineinzutragen: Sie bezeichnet *Vorsorge* als »the caring concern of the future present of others« (Adam 2013b, 126) und schreibt: »*Vorsorge* couples the care element of our reach into the future with ethical concerns about what is right and just. It thus encompasses responsibility in a context where reciprocity no longer applies because participants are not co-present.« (a. a. O., 124)

Sorgen – sowohl der asymmetrische Charakter der Sorgesituation (Jochimsen 2013) als auch die der Sorgeökonomie eigene Ethik (Knobloch 2013) – ist folglich im Prinzip der *Vorsorge* enthalten. Da *Vorsorge* sich gleichermaßen auf das Soziale wie auf das Ökologische und Ökonomische bezieht, lassen sich über dieses Handlungsprinzip die Widersprüche zwischen diesen drei Dimensionen perspektivisch auflösen. Indem *Vorsorge* sich im Zeitkontinuum versteht (die heutigen pflegebedürftigen Alten waren einmal Kinder und Erwerbstätige, die heutigen Kinder werden einmal pflegebedürftige Alte sein) und auch künftig lebende Menschen in die Sorgesituation einbezieht – ja, indem es auf die Gestaltung zukünftiger Gegenwart gerichtet ist –, ist Sorge als soziales Handlungsprinzip darin aufgehoben.

Doch geht »*Vorsorgen*« unter einem wesentlichen Aspekt über »Sorgen« hinaus: Tronto (2000) betont das Problem der in Sorgesituationen eingeschriebenen Macht- und Herrschaftsverhältnisse und setzt dagegen »Demokratie als fürsorgliche Praxis«. Tatsächlich laufen Sorgen um und Fürsorgen für andere Menschen ebenso wie die »Sorge« um und »Fürsorge« für die Natur – soweit sie in moderne Institutionen, wie in die Gesundheits- und Pflegesysteme und in den Naturschutz eingemündet sind – mit dem Wunsch, etwas erhalten zu wollen, Gefahr, die Eigenzeiten des jeweils anderen aus dem Blick zu verlieren. Indem Gegenwärtiges erhalten, ja ge- und geschützt werden soll, wird zugleich Zukünftiges verstellt oder gar kolonialisiert. »Gute« Sorgearbeit – im Sozialen wie in den Beziehungen zur nicht menschlichen Natur – geht demgegenüber von dem Sich-Entwickeln – von den Eigentätigkeiten und dem Eigensinn – der anderen aus. Diese Prozesse gilt es zu unterstützen und in ihrer Veränderung, ihrem Wandel respektvoll zu begleiten. So wie die »Sorge« um und »Fürsorge« für Natur – sobald sie auf einen Zustand, d. h. auf etwas Statisches, gerichtet sind – zu einem Herrschaftsverhältnis gerät, das auf Normierung und Zurichtung, statt auf Unterlassen, Sein-Lassen und damit auf die Eigenentwicklung des Natürlichen zielt (Hofmeister/Mölders 2013), so gilt analog für die Sorge im Sozialen: In den Beziehungen zwischen Menschen sind es die Eigenzeiten, Eigentätigkeiten und der Eigensinn der umsorgten Personen, die die Sorgetätigkeiten motivieren, die den Ausgangspunkt für eine »gute« fürsorglicher Praktiken bilden müssen. Dann aber haben wir es mit *Vorsorge* zu tun – mit einer auf das Werden, auf Zukunft in der Bedeutung von »future present« (Adam) der anderen Menschen oder / und Naturwesen und -prozesse gerichteten Tätigkeit, mit Unterstützung einer eigenständigen Entwicklung der umsorgten Anderen.

Wo jedoch Sorge zu Vorsorge und die Vision von einer »Sorge-Ökonomie« zu einer Vision *Vorsorgenden Wirtschaftens* wird, wird Zeit in doppelter Weise prägend für vorsorgende Praktiken: Gilt es einerseits, die unterschiedlichen Zeitlichkeiten (»temporalities«) – Zeitskalen und Zeitqualitäten – ökonomischer, sozialer und ökologischer Prozesse miteinander zu vermitteln, sie zu synchronisieren, so sind andererseits Zukünfte eingebettet in das Zeitkontinuum von Gewordenem und Werdendem (*natura naturata* und *natura naturans*). Dieses Zeitkontinuum ist durch gegenwärtiges Handeln hindurch mitzugestalten: Indem durch das Konzept (re)produktiven Wirtschaftens das gegenwärtige Handeln bewusst als ein Gestaltungsprozess möglicher und wünschbarer Zukünfte verstanden und organisiert wird, wird »Care/fürsorgliche Praxis« in Vorsorge aufgehoben. Dieser Begriff erfährt durch seine Erweiterung um die zeitliche Dimension eine grundlegende Transformation: Er wird in eine Kategorie überführt, die es ermöglicht, nachhaltige Wirtschafts- und Lebensweisen so in den Blick zu nehmen, dass sie perspektivisch realisierbar erscheinen. Eine nachhaltige Entwicklung braucht zuerst ein Verständnis von den Eigenzeiten der Anderen – einen vorsichtigen, achtsamen Umgang mit Veränderung und Wandel, mit dem Werden der Zukunft.

Literatur

- Adam, Barbara (1998): *Timescapes of Modernity. The Environment and Invisible Hazards*. London.
- Adam, Barbara (2013a): *Sustainability and Gender from a Time-ecological Perspective*. In: Hofmeister, Sabine / Katz, Christine / Mölders, Tanja (Hrsg.): *Geschlechterverhältnisse und Nachhaltigkeit. Die Kategorie Geschlecht in den Nachhaltigkeitswissenschaften*. Opladen / Berlin / Toronto, 304–312.
- Adam, Barbara (2013b): *Sustainability through a temporal lens: Time, future, process*. In: *Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaftens* (Hrsg.): *Wege Vorsorgenden Wirtschaftens*. Marburg, 115–130.
- Biesecker, Adelheid / Hofmeister, Sabine (2006): *Die Neuerfindung des Ökonomischen. Ein (re)produktionstheoretischer Beitrag zur Sozialen Ökologie*. München.
- Biesecker, Adelheid / Hofmeister, Sabine (2009): *Starke Nachhaltigkeit fordert eine Ökonomie der (Re)Produktivität. Der Beitrag des Schlüsselbegriffs Naturproduktivität zur Fundierung einer Theorie der Nachhaltigkeit*. In: Egan-Krieger von, Tanja / Schultz, Julia / Thapa, Philipp P. / Voget, Lieske (Hrsg.): *Die Greifswalder Theorie starker Nachhaltigkeit. Ausbau, Anwendung und Kritik*. Marburg, 167–192.
- Biesecker, Adelheid / Hofmeister, Sabine (2010): *Focus: (Re)Productivity. Sustainable relations both between society and nature and between the genders*. In: *Ecological Economics*, Vol. 69, No. 8, 1703–1711.
- Biesecker, Adelheid / Hofmeister, Sabine (2013): *(Re)Produktivität als Kategorie vorsorgenden Wirtschaftens*. In: *Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaftens* (Hrsg.): *Wege Vorsorgenden Wirtschaftens*. Marburg, 137–158.
- Bock, Gisela / Duden, Barbara (1977): *Arbeit aus Liebe – Liebe aus Arbeit: Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus*. In: *Gruppe Berliner Dozentinnen* (Hrsg.): *Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Sommeruniversität für Frauen im Juli 1976*. Berlin, S. 118–199.

- Fisher, Berenice / Tronto, Joan C. (1991): Towards a Feminist Theory of Care. In: Abel, Emily / Nelson, Margaret (Hrsg.): *Circles of Care: Work and Identity in Women's Life*. Albany, 35–62.
- Gilligan, Carol (1982): In a Different Voice. *Psychological Theory and Women's Development*. Cambridge / Mass.: Harvard University Press.
- Hampicke, Ulrich (1977): *Landwirtschaft und Umwelt. Ökologische und ökonomische Aspekte einer rationalen Umweltstrategie, dargestellt am Beispiel der Landwirtschaft der BRD. Urbs et Regio 5 / 1977. Kasseler Schriften zur Geografie und Planung*. Kassel.
- Haug, Frigga (2011): Das Care-Syndrom. Ohne Geschichte hat die Frauenbewegung keine Perspektive. In: *Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften*. Jg. 53, H. 292 (Care – eine feministische Kritik der politischen Ökonomie?), 345–364.
- Hofmeister, Sabine (1999): Über die Produktivität des Reproduktiven. Der Beitrag des Konzeptes Vorsorgendes Wirtschaftens zum Nachhaltigkeitsdiskurs. In: Weller, Ines / Hoffmann, Esther / Hofmeister, Sabine (Hrsg.): *Nachhaltigkeit und Feminismus – Neue Perspektiven, alte Blockaden*. Bielefeld, 73–95.
- Hofmeister, Sabine / Mölders, Tanja (2013): Caring for natures? Naturschutz aus der Perspektive des Vorsorgenden Wirtschaftens. In: *Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaftens (Hrsg.): Wege Vorsorgenden Wirtschaftens*. Marburg, 85–114.
- Inheteven, Heidé (1994): Hortikultur als Vorbild. In: Busch-Lüty, Christiane / Jochimsen, Maren / Knobloch, Ulrike / Seidl, Irmi (Hrsg.): *Vorsorgendes Wirtschaftens. Frauen auf dem Weg zu einer Ökonomie der Nachhaltigkeit. Politische Ökologie Sonderheft 6*, 22–27.
- Jochimsen, Maren (2013): To care is to relate – and to embed. Konzept und Analyse personenbezogener Sorgesituationen als Bausteine einer Theorie Vorsorgenden Wirtschaftens. In: *Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaftens (Hrsg.): Wege Vorsorgenden Wirtschaftens*. Marburg, 63–83.
- Knobloch, Ulrike (2013): Versorgen – Fürsorgen – Vorsorgen. Normative Grundlagen einer Sorgeökonomie als allgemeine Wirtschaftstheorie und die Ethik des Vorsorgenden Wirtschaftens. In: *Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaftens (Hrsg.): Wege Vorsorgenden Wirtschaftens*. Marburg, 21–42.
- Kumbruck, Christel, Mechthild Rumpf, Eva Senghaas-Knobloch (mit einem Beitrag von Ute Gerhard) (2010): *Unsichtbare Pflegearbeit. Fürsorgliche Praxis auf der Suche nach Anerkennung*. Berlin.
- Luhmann, Niklas (1982): *The Differentiation of Society*. New York.
- Luxemburg, Rosa (1981/1913): Die Akkumulation des Kapitals. In: *Gesammelte Werke Bd. 5 (Ökonomische Schriften)*. Berlin, 9–411.
- Madörin, Mascha (2010): Care Ökonomie – eine Herausforderung für die Wirtschaftswissenschaften. In: Bauhardt, Christine / Gülay, Çağlar (Hrsg.): *Gender and Economics. Feministische Kritik der politischen Ökonomie*. Berlin, 81–104.
- Nowotny, Helga (1993/1989): *Eigenzeit. Entstehung und Strukturierung eines Zeitgefühls*. Frankfurt/M.
- Senghaas-Knobloch, Eva (2008): Zeit für fürsorgliche Praxis. Pflegeethos und Erfahrungen von Frauen und Männern in Pflegeberufen. In: Senghaas-Knobloch, Eva / Kumbruck, Christel (Hrsg.): *Vom Liebesdienst zur liebevollen Pflege. Loccumer Protokolle 80/07, Rehburg-Loccum*, 77–94.
- Theoriegruppe Vorsorgendes Wirtschaftens (2000): Zur theoretisch-wissenschaftlichen Fundierung Vorsorgenden Wirtschaftens. In: Biesecker, Adelheid / Mathes, Maite / Schön, Susanne / Scurrall, Babette (Hrsg.): *Vorsorgendes Wirtschaftens. Auf dem Weg zu einer Ökonomie des Guten Lebens*. Bielefeld, 27–69.
- Tronto, Joan C. (2000): Demokratie als fürsorgliche Praxis. In: *Feministische Studien extra. Themenschwerpunkt: Fürsorge – Anerkennung – Arbeit*, 18. Jg., 26–42.
- Wolf, Christa (2003): *Ein Tag im Jahr. 1960–2000*. München.